



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Psychologie und Anthropologie : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

durch geeignete Maßnahmen so auf die Beine helfen, daß er nicht bloß aus eignen Kräften steht, sondern auch laufen lernt, sodaß er sich selbst helfen kann zum Nutzen im Frieden, zum Segen im Kriege!

Spandau

Georg Baumert



Zur Psychologie und Anthropologie

(Schluß)

Vorlesungen über Psychologie von Max Drexler. Heidelberg, Karl Winter, 1900. — Der Aufbau der menschlichen Seele. Eine psychologische Skizze von Dr. H. Kroell, Sanitätsrat in Straßburg i. E. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1900. — Der kommende Mensch. Neue Ausblicke auf die Zukunft des Menschen von Karl Haberkalt. Leipzig, Ernst Günther, 1901. — Mann und Weib von F. Betteg. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1900



reflexler ist ein Monist aus der Schule Loges. Der Allgeist „ist zersprungen in die unendlich vielen Geister oder Kraftpunkte und führt in jedem einzelnen das Leben des Individualismus, die Existenz als natürlicher Geist.“ Die verschiedenen Individualitäten entstehen eben dadurch, daß der eine und in allen ursprünglich gleiche Geist in verschiedene Naturbedingungen eingepflanzt wird, die ihn bestimmen, ihm Form und Farbe geben, wie Boden und sonstiges Milieu der Pflanze. Aber diese Natur ist nichts vom Geiste wesentlich verschiedenes; die Atome, die sie bilden, sind immaterielle Kraftpunkte, und am Anfange — war das Wort. Die Natur ist nur die Form, in der sich der Geist offenbart. „Ist dies vielleicht das Problem, das der Geist in der Natur sich gestellt hat, und das er im Menschen löst: die Überwindung selbstgewollter Schranken, der Triumph des wahren Wesens, der Freiheit des Geistes über die Notwendigkeit der Natur, die Rückkehr zu sich selber?“ Der höchste Grad von Freiheit wird erreicht durch die wahre und richtige Welterkenntnis, die zugleich Selbsterkenntnis ist: „Die Gesetze der Welt sind die Gesetze meines Wesens. Notwendigkeit, die keine fremde, aufgezwungne, sondern die meines eignen Wesens Grundlage ist, ist mein Gesetz; und mein Gesetz ist meine Freiheit; und meine Freiheit waltet allüberall in der Welt. Solch einem Freigewordenen ist, wie dem Franz von Assisi, das Feuer sein Bruder und das Wasser seine Schwester.“ Freilich ist es nur wenigen Auserwählten vergönnt, diesen Weg zu gehn. Genies im Denken sind ebenso wie die Künstlergenies seltne Ausnahmen; Genie im Lieben aber ist jeder, der den Namen Mensch verdient, und auch in der Liebe triumphiert der Geist über die Natur, der Mensch über das Tier. Den Pessimisten wird das Dichterwort entgegengehalten: „Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt.“ Ob das Wort, das im Anfang war, bei der Zersprengung des Allgeistes in Atome sich selbst ver-

geffen, oder ob der Allgeist sich ein unzersplittertes Bewußtsein und Dasein zurückbehalten hat, darüber äußert sich Dreßler nicht.

Sein Buch ist übrigens kein streng wissenschaftliches Werk, sondern aus einer Reihe von Vorträgen entstanden, die er auf Anregung der Großherzogin von Baden im Hoftheater zu Karlsruhe vor Frauen gehalten hat. Der Leser wird deshalb in diesem sehr empfehlenswerten Buche nicht mit schwer verständlichen abstrakten Untersuchungen geplagt, sondern mit geistreichen Betrachtungen über praktische Fragen auf das angenehmste unterhalten. So werden z. B. die Erscheinungen, die man okulte nennt, wie die Telepathie, aus der Alleinheit des Geistes erklärt. Die Frauenrechtlerinnen bekämpft er mit einer Waffe, mit der verwundet zu werden Bonne für sie sein muß: den typischen Charakter des Menschen im Gegensatz zum Tiere: großen Kopf, kleines Gesicht, schwächlichen Körperbau zeigen am deutlichsten nicht die normalen Männer, sondern das Kind, das Weib und das Genie. Darum wäre es ein Schritt auf dem Wege zur Tierheit zurück, wenn sich das Weib vermännlichen wollte; im Gegenteil besteht die Aufgabe der Bervollkommnung, die dem Manne gestellt ist, in seiner Verweiblichung; daß er sich dem weiblichen Typus zu nähern hat, ist der Sinn des Ewigweiblichen, das uns nach oben zieht. Die Thorheit mancher Erzieher, die auf die Naturbestimmtheit des Geistes keine Rücksicht nehmen und ihre Zöglinge zu andern Leistungen zwingen wollen, als zu denen sie die Natur bestimmt hat, beleuchtet er mit einem hübschen Gleichnis: „Schade um die verschwendete Mühe! In derselben Zeit brächte der Boden, der nun einmal für Rosen nicht geeignet ist, recht schmackhafte Kartoffeln hervor!“ Daß es nur vier verschiedene Geschmacksempfindungen giebt: süß, sauer, bitter, salzig, und daß uns der Geruch täuscht, wenn wir einen besondern Kakao- oder Braten- oder Weingeschmack zu empfinden meinen, der etwas andres sei als eine von jenen vier Empfindungen oder eine Mischung von ihnen, das müssen wir dem Fachmanne glauben, aber der Glaube fällt uns in diesem wie in manchen andern Fällen schwer.

Zu einer Stelle erlauben wir uns einige Fragezeichen zu machen. Der Verfasser eignet sich folgende Bemerkung eines andern Gelehrten an: „Kinder und Naturmenschen lieben grelle Farben; der Kulturmensch wird immer empfindlicher gegen sie; man denke nur an die matten nebligen Farben der meisten heutigen Maler, an die Vorliebe für verschlossene, verblichne Farbentöne an Möbeln und Tapeten, und gar an die düstere Monotonie in der Kleidung, wenigstens der männlichen, wo Farben geradezu verpönt sind, während sich das weibliche Geschlecht auch hierin etwas mehr jugendlichen Sinn bewahrt hat. Gerade umgekehrt ist es in der Musik. Kinder- und Volkslieder zeichnen sich durch weiche, zarte Melodien aus, ohne alle grellen Übergänge und Dissonanzen. Den Kulturmenschen befriedigt nur noch ein Orchester mit sechzig Instrumenten; Monstrekonzerte sind an der Tagesordnung, und die Kammermusik freistet kümmerlich ihr stilles Dasein; manche zarte Dame ist entzückt über eine Musik, die tausend Wilde in die Flucht jagen könnte.“ Diese zarte

Dame ist eben darin nicht Kulturmensch. Es giebt wohl auch Kulturmenschen, denen preußische Militärblechmusik lieber ist als ein Streichquartett, aber nicht deswegen, weil sie Kulturmenschen, sondern weil sie taub sind. Die Vorliebe für Monstrekonzerte bedeutet nicht einen Kulturfortschritt, sondern einen Rückschritt zur Barbarei. Gewöhnliche starke Orchester werden allerdings durch einen Kulturfortschritt gefordert, nämlich durch den der musikalischen Komposition, denn um den reichen Inhalt einer Symphonie auszudrücken, zu dem auch gewaltige Steigerungen, Kontraste, Stimmungswechsel und Auflösung von Dissonanzen gehören, dazu gehört eben eine große Anzahl verschiedner Instrumente. Wenn sich die Kinder und das Volk mit einfachen Melodien begnügen, so geschieht das nicht, weil ihnen Lärm und Dissonanzen mißfielen, sondern weil sie über die Mittel zu einer großen Aufführung nicht verfügen. Ebensovienig ist zuzugeben, daß dem Kulturmenschen grelle Farben weh thäten. Der gesunde Kulturmensch freut sich über das leuchtende Himmelsblau und Wiesen grün und über die roten Mohnblumen auf dem Felde ebenso und vielleicht noch intensiver als das Kind und der Bauer; nicht weniger über die leuchtenden Farben im Correggiosaale der Dresdner Galerie. Wenn manche moderne Maler ausschließlich matte und stumpfe Farben verwenden, so ist das eben ein krankhafter, nicht ein höher gebildeter Geschmack. Bei Kleidern und Wohnungsausstattungen weicht der gebildete Geschmack nur insofern vom rohen ab, als er den einfachen Farben eine Menge Mischungen und Abtönungen beifügt, die durch Zartheit und harmonische Zusammenstellung erfreuen. Was aber in beiden Gebieten die Verwendung greller und bunter Farben verbietet oder einschränkt, das sind Rücksichten, die außerhalb der Physiologie des Auges und zum Teil außerhalb der Ästhetik liegen. Eine Dame von Geschmack wird sich niemals ganz und gar in grasgrün hüllen, nicht weil sie glaubte, daß irgend jemand Augenschmerzen davon bekommen könnte — thut doch gerade dem von weißem Papier und schwarzer Tinte oder Druckerchwärze gepeinigten Auge des Kulturmenschen nichts wohlter als eine grüne Wiese —, sondern weil sie nicht an den Laubfrosch erinnern will. Männer unsrer Zeit aber kleiden sich schwarz oder grau nicht aus Abneigung gegen schöne Farben, sondern weil sie es für ungeziemend halten, durch bunte Gewandung die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihre Leiblichkeit zu lenken. An unsern Wänden endlich können wir lebhaftere Farben nicht brauchen, weil die uns in der Arbeit stören würden.

Kroells Buch trägt streng wissenschaftlichen Charakter. Es ist eine ausgezeichnete physiologische Psychologie und kann allen, die sich über die Gehirnfunktionen unterrichten wollen, ohne dieses Gebiet zu ihrem Fachstudium zu machen, sehr empfohlen werden. Was der Physiolog dem Psychologen leisten kann, das leistet Kroell, und wir nehmen alle seine Erklärungen ohne Einschränkung an, einschließlich der Bedeutung der in den Hirndispositionen liegenden Hemmungen für die Ethik. Aber seinen Monismus lehnen wir ab; nicht den Monismus an sich, sondern eben seinen Monismus. Denn sein Alleines ist nicht der Geist, nicht das Wort, sondern der „Kraftstoff.“ Nennt

er das Urwesen Stoffkraft, so würden wir vielleicht zu einer Verständigung mit ihm gelangen. Wir können nicht jeder Kundgebung des metaphysischen Materialismus gegenüber das ganze Abc des Idealismus immer wieder von neuem herunterbuchstabieren und müssen uns auch in diesem Falle auf die Hervorhebung einzelner besonders schwacher Punkte beschränken. Vorher aber geben wir dem Verfasser das Zeugnis, daß er nicht zu den Schwachköpfen gehört, die die Welt erklärt zu haben glauben, wenn sie einen Kausalzusammenhang nachgewiesen und einen Namen dafür gefunden haben. Er nennt das Gehirn einen Wunderbau, ebenso die Camera obscura des Auges, findet mit Rußmaul, daß es kein größeres Wunder gebe, als die Entwicklung einer Menschenseele, und er gesteht: „Etwas, was als Erfahrungsthatsache feststeht, für deren Erklärung wir aber freilich keine Anhaltspunkte haben, ist die immanente formbildende Eigenschaft des Kraftstoffs.“

Damit hat er aber zugleich die Unzulänglichkeit seines Kraftstoffs zugestanden. Bloßer Stoff kann niemals zweckmäßige Formen bilden, am wenigsten die Fülle der Wunderbauten der organischen Welt; das kann nur eine Intelligenz, eine Stoffkraft, wenn man sie aus dem Grunde so nennen will, weil sie sich uns durch die eigentümlichen Wirkungen bemerkbar macht, die wir mit dem Worte Stoff zusammenfassen. Man war immer bestrebt, schreibt Kroll, das Bewußtsein als etwas Immaterielles aufzufassen. Wo und wann wäre man „bestrebt“ gewesen? Das Bewußtsein offenbart sich eben als etwas so Immaterielles, daß keinem Menschen einfallen konnte, es für Materie zu halten. Wenn nun, nachdem die Menschheit schon jahrtausendelang ihren Geist als das genommen hatte, als was er sich ihr giebt, als ein vom Stoff verschiedenes, jetzt endlich sein Zusammenhang mit dem Stoff und seine Abhängigkeit von diesem erkannt wurde, muß sie da ihn selbst für Stoff halten? Daß die absolute Trennung von Geist und Stoff, die Cartesius vorgenommen hatte, eine seltsame Verirrung war, darin stimmen wir ja mit Kroll überein. Immerhin aber lag in dieser allzureinlichen Scheidung ein Fortschritt, ohne den die weitem Fortschritte der Wissenschaft nicht gemacht werden konnten. Es mußte einmal erkannt werden, daß räumliche Ausdehnung und Ortsbewegung die einzigen zwei Eigentümlichkeiten sind, die der Körperwelt zukommen, daß sich ihr Dasein darauf beschränkt, und daß alles, was darüber hinausgeht, nicht ihr, sondern der Seele, einem geistigen Wesen eignet. Die metaphysische Frage, ob es nicht die Körperatome selbst sind, die, indem sie im Raume fortschieben, rotieren, sich stoßen, zugleich empfinden, wahrnehmen und denken, oder ob nicht der denkende Geist eine Welt von Raum erfüllenden sich bewegenden Atomen schafft, oder sich die Körperwelt nur einbildet, die war dann später zu beantworten. Damit aber die Wissenschaften, sowohl die Natur- wie die Geisteswissenschaften, festen Boden unter die Füße bekamen, mußten die zwei Erscheinungsreihen, die körperliche und die geistige, streng voneinander gesondert werden. Und wenn nun Kroll mit den Materialisten die Entstehung von Wahrnehmungen auf den Anstoß von Molekular-

Bewegungen hin als Umformung auffaßt, so ist für ihn der Fortschritt, den die Wissenschaft in Cartesius, Kant, Locke und Hartmann gemacht hat, verloren. Eine körperliche Bewegung kann nie und nimmer in etwas andres als in eine andre körperliche Bewegung umgesetzt oder umgeformt werden. Die Bewußtseinserscheinungen, die wir aus Erfahrung kennen, also die auf unsrer Erde vorkommenden, sind ohne Molekularbewegungen einer Nervensubstanz nicht möglich, aber sie sind nicht das Äquivalent dieser Molekularbewegung. Die geistigen Erscheinungen bilden deshalb auch nicht einen Teil der Kette von Wirkungen, für die das Gesetz der Erhaltung der Kraft gilt, obwohl sie mit ihr verflochten sind, wie denn überhaupt in der Welt jedes mit jedem verflochten ist. Kroell schreibt, nicht in Beziehung auf die Bewußtseinsvorgänge, sondern in Beziehung auf das organische Leben: „Mag man dem verwickelten Spiel der Kräfte in der Zelle und dem wunderbaren Aufbau der Moleküle noch so staunend gegenüberstehn — es widerstrebt den grundlegenden Naturgesetzen, aus der einheitlichen, alles bewegenden Kraft eine besondere Lebenskraft in dem Sinne abzuschneiden, daß eine solche mit den andern Kräften nichts gemein habe.“ Welcher idealistische Metaphysiker heutiger Zeit behauptet denn, daß die geistigen und organischen Kräfte mit den mechanischen nichts gemein hätten? Aber die geistigen, die organischen, die mechanischen Kräfte, einschließlich der chemischen, bilden jedes eine Gruppe, und ihre Wirkungen ein Gewebe für sich, das seinen eignen Gesetzen folgt, obwohl sie alle in der gemeinsamen Urkraft wurzeln, die sie zu harmonischem Wirken zusammenfügt. Von dem für den Naturmechanismus in Betracht kommenden Energiegesetz schreibt Hartmann Seite 414 seiner Psychologie, es könne nicht a priori deduziert werden, sondern sei nur aus der Erfahrung induziert, und könne nur soweit Gültigkeit beanspruchen, als es durch die Erfahrung beglaubigt werde.

Ein Hauptargument der Materialisten gegen die „Welt als Vorstellung“ der idealistischen Philosophie ist die Thatsache, daß ja Tiere, Pflanzen, Ströme, Gestirne, kurz alle Bestandteile des Universums vor dem Menschen, also ohne ihn und seine Vorstellung vorhanden gewesen sind. Auch Kroell bedient sich seiner, macht es aber selbst zu nichte, indem er schreibt: „Das zarte Grün der Wiesen und die murmelnde Quelle, der rauschende Strom und das Lispeln des Windes im Geäst der blättergeschmückten Niesen des Waldes erstanden in ihrer Lieblichkeit, Pracht und Macht, als die von ihnen ausgehenden Bewegungen zum erstenmal die Zentralneurone der Hirnrinde berührten.“ Da haben wir die Welt als Vorstellung und als nichts andres! Denn schwingende qualitätslose Atome für sich allein sind non entia und keine Welt. Und auch die Hirneurone sind, in ihrer Körperlichkeit betrachtet, solche non entia. Wenn einer von ihnen die Kraft zukommt, auf äußere Anstöße hin bewußt zu werden und die Welt vorstellend zu schaffen, so leistet sie das nicht als eine Gruppe von Molekeln, sondern als Geist. Nach monistischer Ansicht ist es eben dasselbe Wesen, was sich durch sein Innenleben als Geist, durch Bewegung im Raume als Glied der Körperwelt offen-

bart. Es ist aber nicht gleichgiltig, welches von beiden, den Geist oder die Materie, man als das der Zeit nach erste auffaßt. Dem Materialismus (eigentlich nur der materialistischen Abart des psychischen Parallelismus) hält Hartmann a. a. O. Seite 432 entgegen: „Wenn der ganze Weltprozeß in Natur und Geschichte sich genau ebenso hätte abspielen müssen durch den bloßen Automatismus der Organismen ohne alle psychischen Begleiterscheinungen, wenn alle dieselben Werke der Kunst und Wissenschaft auch ohne Seelenleben hätten geschaffen werden müssen [was freilich Kroell nicht behauptet], welchen Sinn hat dann die Existenz psychischer Parallelererscheinungen aus dem Gesichtspunkt der mechanistischen Weltanschauung?“ Wie anders, wenn wir einen mit Intelligenz und Willen ausgestatteten Geist (bei Kroell ist der Wille nur ein Produkt von Hemmungsvorrichtungen in gewissen Neuronen) als das erste annehmen, der sich den Naturmechanismus geschaffen hat als ein Mittel, in den Individualgeistern, in die er sich spaltet, thätig zu sein! Einmal entschlüpft dem Verfasser unwillkürlich die richtige Darstellung: Unfre Sinne „liefern immer nur Wahrnehmungen, die für ein Wesen, das nicht mit solchen Apparaten ausgestattet ist, gar nicht vorhanden sind.“ Statt Wesen braucht man nur Seele oder Geist zu setzen. Nach Kroells gewöhnlicher Auffassung ist das Wahrnehmende nicht ein besondres Wesen, sondern einer der Apparate, die Großhirnrinde.

Es ist leicht zu erkennen, was diesen vortrefflichen Forscher in die materialistische Richtung hineingedrängt hat. Einmal der Gegensatz zu der für den Mann der modernen wissenschaftlichen Erkenntnis unannehmbaren Kirchenlehre und zu der Art und Weise, wie die Orthodogie die Wissenschaft zu behandeln pflegt. Das ist eben das alte Glend, daß die unberechtigten Eingriffe jeder der beiden Parteien in das Gebiet der andern die Angegriffenen verbissen und einseitig bis zum Fanatismus machen. Die Wissenschaft kann nie entfittlichend wirken, ruft Kroell den Wächtern des Glaubens zu. Gewiß nicht! Das Betreiben der Wissenschaften, und das meint er doch wohl hier mit dem Worte Wissenschaft, wirkt schon als anstrengende Arbeit notwendig versittlichend. Aber verkündigt dem großen Haufen der Rohen, der Schwachen, der Einfältigen, der Erbitterten, der Verzweifelnden als unwiderlegliches Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung: Es giebt keinen liebenden Vater im Himmel und auch keinen gerechten Richter, so wird das eben die Wirkungen üben, die jedermann kennt, und die jedenfalls weder erfreulich noch unbedenklich sind, mag man sie versittlichend oder entfittlichend oder sonstwie nennen. „Wer, wie der Arzt, heißt es Seite 232, täglich seine Beobachtungen aus dem vollen Strom des Lebens schöpft, der sieht, daß keine Thräne und kein Flehen, kein Händeringen und kein Aufschrei aus Verzweiflung den gesetzmäßigen Gang der Dinge aufhält, daß also kein allgütiger Wille, sondern das unerbittliche Gesetz der allgemeinen Bewegungsumformungen überall waltet.“ Es sind also zweitens pessimistische Lebenserfahrungen für seine Richtung bestimmend gewesen. Aber diesen Erfahrungen stehn millionenfache Erfahrungen anderer gegenüber, die

versichern, daß sie die Liebe Gottes erfahren haben, und daß diese sich ohne Aufhebung der Naturgesetze zu äußern vermag. Kroell selbst ist nun zwar durch seine Erfahrungen nicht Pessimist geworden; ihn beglückt das großartige Schauspiel der Einheit der Kraft in ihren tausendfältigen wunderbaren Wirkungen. Aber wie will er dieses Glück, das er sich in vielleicht vierzigjährigem Studium errungen hat, in fünf Minuten einem jungen Burschen vermitteln, der, durch Elend zur Verzweiflung getrieben, seinem Grimm in einem anarchistischen Verbrechen Luft zu machen entschlossen ist? oder einem ungebildeten Kranken auf seinem Schmerzenslager? Kroells Ethik ist natürlich evolutionistische Sozialethik, und er irrt sich gleich allen seinen Glaubensgenossen in betreff ihrer Entstehung. Wenn die Molekularbewegung seiner Hirnneuronen auf das Schöne, Gute und Wahre gestimmt ist, so hat er das nicht der mechanischen Entwicklung zu danken, auch nicht ihrem letzten Stadium, der Gesellschaftsbildung, auch nicht dem gesellschaftlichen Zwange, der höchstens Kriminalstudenten hervorbringt, sondern den angeborenen Ideen und ihrer Entfaltung durch Katechismus, Bibel und idealistische Philosophie. Er spricht von der „langsamem Veredlung“ der ursprünglichen, unvermittelten, egoistischen Forderungen. Aber das Wort Veredlung hat vom Standpunkt des Naturmechanismus aus so wenig einen Sinn wie die Worte schön, gut und wahr. Werden die Handlungen des Menschen nur als eine besondre Form der allgemeinen Stoffbewegung aufgefaßt, dann kann bei ihnen immer nur von schnell oder langsam, von senkrechter oder schiefer Richtung, von geradlinig oder rotierend, dagegen von gut und böse, edel und unedel so wenig die Rede sein wie beim elektrischen Strom der Großen Berliner, der je nachdem Menschen befördert oder verbrennt oder totschlägt oder rädert. Alle solche ethischen Vorstellungen sind vom Standpunkt des evolutionistischen Mechanismus ganz ebenso unberechtigte Vorurteile und Einbildungen wie nach Kroell der immaterielle Geist, die angeborenen Ideen und Gott. Natürlich sucht auch er das Ethische als das Gesunde und das Erhaltende zu erklären. Das ist aber eben, wie wir oft gezeigt haben, zwar im großen und ganzen, jedoch nicht im einzelnen richtig und verhilft uns also nicht zu sittlichen Urteilen, wie wir sie zu Entscheidungen täglich brauchen; kein Mensch kann heute sagen, ob die Chinesen durch Abschichtung von Missionaren und andern Europäern der Zerstörung ihres Volkstums vorgebeugt oder sie beschleunigt haben. Machen wir gar das sittliche Urteil vom Weltzweck abhängig, so müssen wir bis zum jüngsten Tage damit warten, und nach der materialistischen Ansicht erfahren wir ihn auch dann noch nicht, weil ja mit dem Weltuntergange alles aus sein soll. Sittliches Handeln ist nicht möglich ohne eine absolute Norm, die weder den Gehirneuronen noch den Forderungen der Gesellschaft, sondern nur dem im Geiste lebenden sittlichen Gefühl entnommen werden kann. Der Wille soll nach Kroell eine durch die Gesamtbewegung in den Reflexbogen bewirkte Selbststeuerung sein, und diese sich mit der Selbsterhaltung decken; wie läßt sich denn da der Selbstmord erklären?

Ein sehr geistreiches Buch ist das von Haberkalt, das eine geschlossene Weltanschauung darbietet, die man als Ganzes neu nennen darf, obwohl die einzelnen Bestandteile alle schon vorhanden waren. Er geht ebenfalls von der Einheit der Kraft aus. Ihre bisherige Entwicklung ist in der Weise verlaufen, daß sich der Organismus verfeinert und vervollkommnet und das Bewußtsein gesteigert hat. Diese Art der Entwicklung hat mit dem Menschen ihren Abschluß erreicht. Von da ab schreitet sie auf dem Wege der Vervollkommnung der menschlichen Technik fort. Die Technik ist aber nicht etwas Willkürliches, Zufälliges, von der Entwicklung des Alls Losgetrenntes, sondern eine wirkliche Fortsetzung der natürlichen Entwicklung. Denn die Werkzeuge sind Erweiterungen, Verlängerungen, Verstärkungen der Organe und diesen nachgebildet. In den einfachsten Werkzeugen: Hammer, Hacke, Schaufel, Rechen, Zange kehrt die Hand wieder, als geballte Faust, oder hohl zum Schöpfen, oder mit zum Greifen und Packen gekrümmten Fingern, allein oder in Verbindung mit dem Arme. Dasselbe gilt dann von den feineren Werkzeugen. Der Phonograph z. B. ist dem Gehirn nachgebildet, das die empfangnen Eindrücke aufspeichert und sie feinerzeit wiedergibt. Dasselbe Gesetz, daß der Mensch unbewußt seine eigne Organisation nachbildet, oft lange vorher, ehe er sie kennt, zeigt sich beim Bauen und in der künstlerischen Produktion. Lange vor Entdeckung des goldnen Schnitts haben ihn die Künstler angewandt, und das organische Vorbild der Hänge- und Sprengwerke ist erst vor kurzem in der spongiösen Knochenmasse entdeckt worden. Es ist also dieselbe einheitliche Kraft, die die Organismen aufgebaut und im Entwicklungsprozeß bis zum Menschen vervollkommnet hat, und die von da ab den Fortschritt der Technik leitet. Für die Beantwortung der Frage, wie in Zukunft die Entwicklung weiter gehn werde, giebt folgende Thatsache einen Fingerzeig. Die neuere und neueste Technik hat Apparate geschaffen, denen das organische Gegenstück zu fehlen scheint. Das Teleskop verstärkt nur die Sehkraft unsers Auges, fügt nur an unsre natürliche Linse noch eine künstliche an; das Spektroskop dagegen verrät uns selbst auf Entfernungen von Millionen Meilen die chemischen Bestandteile der Körper, die wir sonst mit keinem unsrer Sinne wahrnehmen. Und dennoch giebt es auch hierfür organische Gegenstücke: die Sensibeln oder Somnambulen unterscheiden die chemischen Bestandteile der Körper mit dem Gefühl und sehen Dinge, die den übrigen Menschen der Röntgenapparat vermittelt. Das Hellsehen ist eine Thatsache, die nicht geleugnet werden kann; es ist ein Wahrnehmen von Gegenständen und Vorgängen, die für den heutigen Durchschnittsmenschen unter der Schwelle des Bewußtseins bleiben.

Dasselbe gilt von der Telepathie und den Fernwirkungen, die an sich ebensowenig geleugnet werden können, wieviel Schwindel und Halluzination sich auch an die sogenannten okkulten Vorgänge und Produktionen heften mag. Beide können vom Standpunkt des Monismus aus leicht erklärt werden. Da alle Wesen nur Teile des Allens sind und miteinander in innigster Ver-

bindung stehn, so muß ein jedes auch die Bewegungen der entferntesten Teile wahrnehmen können, nur daß die meisten solchen Ätherwellenbewegungen — der hypothetische Äther ist das Medium, das jedes mit jedem verbindet — für gewöhnlich unterhalb der Schwelle des Bewußtseins bleiben. Und da jeder Willensakt von einer Molekularbewegung von Hirnzellen begleitet ist, so muß er durch diese auch Ätherwellen in Bewegung setzen und Fernwirkungen erzeugen können. Eine Äquivalenz zwischen mechanischer Bewegung und Bewußtseinsvorgang, meint der Verfasser, müsse vorhanden sein, sie sei nur noch nicht gefunden. Das bestreiten wir freilich mit Hartmann, wenn das Wort Äquivalenz exakt verstanden wird. Und was nun folgt, erscheint uns wenig wahrscheinlich, während wir uns der Auffassung der Technik als einer Fortsetzung der natürlichen Entwicklung gern anschließen. Die weitere Entwicklung, führt Haberkalt aus, werde nicht in einer Verschärfung unsrer Sinnesorgane bestehen, diese schienen im Gegenteil schwächer zu werden (dem stimmen wir ebenfalls bei), aber auch nicht bloß in der Vervollkommnung der Technik, sondern darin, daß die okkulten oder transzendentalen Fähigkeiten der Sensitiven, Somnambulen und spiritistischen Medien allgemein werden. Sollte das geschehn, so könnten wir darin eine Vervollkommnung nicht sehen; denn diese Wesen sind krank, und das, was wir bisher unter echt menschlichem Forschen, Erkennen, Wirken und Handeln verstanden haben, würde aufhören, wenn alle Menschen Schlafwandler und Medien würden. Diese Erscheinungen sind uns wertvolle Bestätigungen der Ansicht von der Einheit der Welt und nicht minder wertvolle Zeugnisse davon, daß es auch andre Formen des Daseins und Wirkens giebt als unsre gewöhnlichen irdischen, aber mit unsrer Lebensaufgabe sind wir auf diese irdische Welt angewiesen; den Eintritt in die andre haben wir nach dem Tode zu erwarten. Die Möglichkeit einer Fortdauer nach dem Tode giebt übrigens Haberkalt zu, und Seite 144 schreibt er, wie hoch auch die menschliche Erkenntnis in Zukunft steigen möge, der Lösung der Frage nach den letzten Gründen der Welt werde sie um keinen Schritt näher kommen.

Die Auffassung Haberkalts regt noch zwei andre Gedankenreihen an. Die Theologen können hier anknüpfen, um die Möglichkeit der biblischen und der in den Heiligenlegenden erzählten Wunder zu beweisen. Dann lassen sich ethische Folgerungen daraus ziehn. Was von den Werkzeugen, von den Bauten und Kunstwerken gilt, das gilt auch von der Kleidung und von allem Schaffen des Menschen. Die Kleidung ist seine vervollständigte Haut, und die Gesamtheit der Veränderungen, die er in der Natur hervorbringt, seine eigne erweiterte Persönlichkeit. Darin eben besteht der wesentliche Unterschied zwischen Mensch und Tier, daß dieses fertig aus des Schöpfers Hand kommt: mit Kleid und Haus und Nahrungsvorrat oder dem instinktiven Trieb zum Hausbau und zur Nahrungssuche, jener aber sich in bewußter, planvoller, von mühsamer Forschung unterstützter Thätigkeit selbst vollenden muß und soll. Und in diesem Sollen liegt die Pflicht und in ihrer Vernachlässigung die

Schuld. Von hier aus, nicht von der Geschlechtlichkeit aus, ist auch die Kleidermoral zu begründen. Von dem Manne, der ohne hochzeitliches Gewand beim königlichen Gastmahl erschienen war, hat der Katechet auszugehn, nicht vom Sündenfall und der widersinnigen Meinung, die Scham Adams und Evas bekunde den erwachten Geschlechtstrieb, oder gar, der Sündenfall habe in diesem Erwachen bestanden, und die verbotne Frucht sei ein Symbol des Geschlechtsgenusses. Wie kann die Bedingung des Daseins aller lebenden Wesen Sünde und Schande sein! Sünde und Schande ist es, wenn der Mensch ein reines Naturwesen bleibt, anstatt sich durch Arbeit zu vollenden. Der sogenannte Wilde überwindet diese Schande mit dem ersten Steinbeil, das er sich bereitet, und dem ersten künstlichen Schmuck, den er seinem Leibe anfügt. Und wie es keine Schande ist, am Feierabend das Arbeitwerkzeug wegzulegen, wohl aber überhaupt kein Werkzeug zu haben, so ist es auch keine Schande, zur Erquickung oder bei der Arbeit in großer Hitze die Kleider abzulegen, dagegen schimpflich, als verlumpfter Kulturmensch oder als Wilder keine oder keine angemessenen Kleider oder Schmucksachen zu haben. Auf die Frage, wie die Bibel den Übergang vom Naturzustande zur notwendigen und pflichtmäßigen Kulturentwicklung als Sündenfall darstellen könne, gehn wir hier nicht ein.

Das kleine Buch von Bettyer enthält das beste, was wir je über das Thema: Mann und Weib gelesen haben und eine wirklich vernichtende Kritik des Frauenrechtlerwesens, des Feminismus und wie diese modernen Kulturblüten sonst heißen. Eine Inhaltsangabe hätte keinen Zweck; so etwas muß ein jeder selbst lesen, Seite für Seite und Zeile für Zeile. Aber eine Probe wollen wir wenigstens vorlegen. „Und da jetzt Frauen, was auch ihr gutes Recht, so viel von ihren Frauenrechten reden, wollen wir hier auch ein Wort von unsern Männerrechten sprechen. Wir Männer schieben die Weltkugel! Wir bauen im Schweiß unsers Angesichts die Erde und den von Gott verfluchten Acker, roden Wälder und trocknen Sümpfe aus, säen und ernten Brot für Weib und Kind, kolonisieren Länder und haben weither den Weizen, die Kartoffel, das Welschhorn und den Reis herbeigeschafft; wir holen unter Mühsalen und Gefahren den Thee, Kaffee und Kakao, die ihr Frauen trinkt, und auch die Baumwolle und die Seide, womit ihr euch kleidet. Und ist Brot und Kleid da, so sind wir es, die das Haus bauen, bescheiden oder schön, Hütte oder Villa, Dorf oder Stadt, darin Frauen und Kinder wohnen; holen dazu aus dem Felsen die Quader, hauen dazu im Wald die Stämme. Wir erfinden und machen die Maschinen, womit die Stoffe gesponnen und gewoben werden, deren Frauen sich bedienen. . . . Wir schüren Tag und Nacht die verzehrenden Hochöfen, gießen Erzstatuen und riesige Schiffschrauben. Wir überbrücken reißende Ströme, durchbohren Gebirge, bauen Straßen und Kanäle und Eisenbahnen und schöne und bequeme Riesendampfer mit prächtigen Damensalons. Von der unsäglichen Mühe und dem Schweiß, von den Entbehrungen und Gefahren und Anstrengungen, womit Männer das alles thun,

von dem Mut, von der Muskel- und Willenskraft und Beharrlichkeit, die dazu gehören, habt ihr Frauen keine Ahnung, noch davon, wie fürchtbar hart und freudlos, gegen das eure gehalten, das Leben von Hunderttausenden von Männern auf dem Meer und in der Wüste und in Bergwerken unter der Erde ist. Und ebensowenig wißt ihr, unter welchen Ängsten und Qualen alljährlich tausende von Männern durch Unfälle und Schiffbrüche umkommen, oder von Maschinen zerrissen und zermalmt, oder in Bergwerken oft zu hunderten durch giftige Gase erstickt, oder verschüttet und langsam verhungert sterben. . . . Und deshalb und weil wir die Grundmauer des irdischen Lebens legen und immer wieder aufbauen, so ist es an uns, darüber zu beraten und zu beschließen. Weil wir Männer mit tausenden von Schiffen und hunderttausenden von Matrosen Welthandel treiben, so ist es an uns, Handelsverträge zu schließen, Zollgesetze zu machen usw.“

Aus dieser Probe darf man aber nicht etwa schließen, daß die Frauen in dem Buche schlecht wegkämen; im Gegenteil! Es enthält das zarteste und begeistertste, aber auch verständigste und begründetste Frauenlob. Ein jedes Wesen entfaltet eben, wie der Verfasser wiederholt hervorhebt, nur dann seine ganze Kraft, Schönheit und Würde, wenn man es an dem Orte läßt, an den es Gott gestellt hat.



Gottsched im Rahmen der deutschen Wörterbücher

Von Eugen Reichel



aß dem großen Patrioten des achtzehnten Jahrhunderts, dem weitsehenden Baumeister des auch Österreich und die Schweiz umspannenden hochdeutschen Sprachreichs, von seinem ihm tief verschuldeten Volke schweres Unrecht zugefügt worden ist, braucht heute und hier wohl nicht erst umständlich nachgewiesen zu werden. Fesselnder wäre schon der Versuch, nachzuweisen, wer die Schuld trägt, daß Gottsched in einen so schlechten Ruf kommen konnte. Zum Teil habe ich diese Nachweisung in meinen zwei Gottscheddenkmälern*) geliefert. Aber die Geschichte der Niedertretung Gottscheds ist so verwickelt, daß es geraten erscheint, sie für jetzt unberücksichtigt zu lassen; umso mehr, als die Betrachtung, die ich hier anzustellen gedenke, ein gutes Stück dieser bösen „Geschichte“ enthält.

Um gleich die ganze Wahrheit vorweg zu sagen: unsre drei bedeutendsten Wörterbücher, nämlich das Grimmsche, das Sandersche und das Heynische, sind nahezu ohne jede Berücksichtigung der Schriften Gottscheds zustande gebracht

*) Ein Gottscheddenkmal. Berlin, 1900. — Kleines Gottscheddenkmal. Ebenda. 2 Mark.